

"In einer Wohnung wird nicht nur gegessen und geschlafen"

Autor(en): **Marti, Rahel / Hohmann, Henry / Zibell, Barbara**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **34 (2021)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-965754>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Henry Hohmann (59) ist Kunsthistoriker und Transaktivist. Er war Mitbegründer von Transgender Network Switzerland und während sechs Jahren dessen Präsident und Co-Präsident. Er engagiert sich in zahlreichen Gruppen für die Anliegen und Rechte queerer Menschen. 2019 wurde er als Schweizer Preisträger mit dem europäischen Tolerantia Award ausgezeichnet.

«In einer Wohnung wird nicht nur gegessen und geschlafen»

Gendersensibel zu planen, ist wenig verbreitet. Es bedeute, Aufgaben und Bedürfnissen unabhängig von Geschlecht und Gender Raum zu geben, sagen der Transaktivist und die Gender-Expertin.

Text: Rahel Marti, Fotos: Marco Zanoni



Barbara Zibell (66) ist Stadt- und Regionalplanerin und war von 1996 bis 2019 Professorin für Planungs- und Architektursoziologie am Institut für Geschichte und Theorie der Architektur der Leibniz-Universität Hannover. Sie baute das ›gender_archland‹ auf, ein Forum für Genderkompetenz in Architektur, Landschaft und Planung, ist Mitherausgeberin des Forschungsbands ›Gendered Approaches to Spatial Development in Europe‹ sowie Co-Leiterin des Lares-Projekts ›Gendersensible Innenentwicklung Gen*ie‹.

Planerinnen und Architekten gestalten Räume nicht nur formal, sondern immer auch sozial. Doch Gender-Aspekte sind in der Architektur und der Raumplanung bis heute ein Randthema. Dabei bringt die Genderperspektive die Bedürfnisse und die Rollen unterschiedlichster Betroffener und Nutzerinnen in ein Planungs- oder ein Bauprojekt ein. Das macht sie zum Schlüssel für die soziale Nachhaltigkeit im Raum.

Der Verein Lares setzt sich für gender- und alltagsgerechtes Planen und Bauen ein. Demnächst liegt dazu der Leitfaden «Genderkompass Planung» vor.

Was bedeutet gendersensibel planen?

Barbara Zibell: Im Unterschied zum biologischen Geschlecht ist Gender unser soziales Geschlecht. Es geht um Rollen, die wir einnehmen – je nach Herkunft und Orientierung –, und um Werte, denen wir unterworfen und ausgesetzt sind und die in unserer Gesellschaft je nach dem männlich oder weiblich konnotiert sind. Wenn ich gendersensibel planen will, befinde ich mich mitten in diesem komplexen Geflecht aus Differenzen, Strukturen, Hierarchien und Werten. Bin ich mir dessen bewusst und bemüht, im Rahmen eines Projekts allen Anspruchsgruppen mit ihren Bedürfnissen und Interessen gerecht zu werden – sie zumindest zu sehen, anzuhören, paritätisch zu beteiligen oder sogar mitwirken zu lassen –, dann habe ich einen grossen Schritt hin zu einer gendersensiblen Planung getan.

Der physische öffentliche Raum ist ein Ort für alle, und doch durchzogen von sozialen Grenzen zwischen Menschen unterschiedlichen Geschlechts und Rollen. Wo beobachten Sie solche sichtbaren und unsichtbaren Gendergrenzen?

Henry Hohmann: Queere Lebensformen enthüllen sich heute mehr und mehr. Wer sich dazu in der Lage fühlt, zeigt sich und lebt seine Identität. Darüber kann vergessen gehen, dass LGBTIQ-Menschen nicht selten in prekären Verhältnissen leben. Da sind Lesbenpaare mit Kindern, queere Geflüchtete, Transmenschen. Sie leben oft am Rand der Gesellschaft und damit oft auch am Rand städtischer Räume. Auch die Sexarbeit wird aus den Zentren verdrängt. In meinem Berner Wohnquartier gab es mehrere Puffs, die inzwischen durch die Familiarisierung des Quartiers verschwunden sind. In Zürich stehen die Verrichtungsboxen an der Peripherie.

Barbara Zibell: Frauen im Sinn des biologischen Geschlechts haben ihre Präsenz im öffentlichen Raum in den letzten Jahrzehnten deutlich verstärkt. Die Frau in meiner Kindheit erledigte in der Stadt mit einem Kind an jeder Hand zügig ihre Besorgungen. Oder ging sonntags am Arm ihres Gatten auf einen Schaufensterbummel. Eine Frau, die sich allein und ohne Pflichten auf Strassen und Plätzen treiben liess, galt schnell als leichtes Mädchen. Das Bild des Flaneurs ist bis heute männlich konnotiert.

Wo sind umgekehrt räumliche Gendergrenzen erwünscht?

Henry Hohmann: Queere Menschen wurden über Jahrhunderte versteckt und versteckten sich. Aber sie schufen und schafften dabei ihre eigenen Räume. In Parks, wo im Helten Kinder spielen, treffen sich im Dunkeln Männer beim Cruisen für Sex; auch in Klappen genannten bestimmten öffentlichen Toiletten. Oder in queeren Bars, Beizen und Saunen, wo sie vor der Gewalt der Mehrheitsgesellschaft geschützt waren. Aber ich beobachte, dass diese verborgenen Raumarten verschwinden. Dazu mag der Austausch im Internet beitragen. Aber auch, dass die 24-Stunden-Gesellschaft verborgene und anrühige Räume immer weniger gewährt. Hinzu kommt, dass junge queere Menschen auch weniger das Bedürfnis haben, unter sich zu sein.

Barbara Zibell: Der Feminismus hat seit den 1970er-Jahren separate physische und soziale Räume etabliert: Frauenzimmer, Frauenhäuser, Frauenselbsterfahrungsgruppen, Frauennetzwerke. Heute wollen junge Frauen – ob in Beruf oder Familie – die Themen zusammen mit den Männern voranbringen. Nötig bleiben separate Schutzräume: Frauenhäuser, möglichst unsichtbar und unauffindbar.

Henry Hohmann: Queere und besonders Transmenschen sind bis heute oft Gewalt und Übergriffen ausgesetzt, gerade im öffentlichen Raum. Ihre heutige Sichtbarkeit kann eine Gefahr darstellen. Darum sind Schutzräume für die Schwächsten der Community besonders wichtig. Das können Zufluchtswohnungen für queere Jugendliche sein, die von ihren Familien nicht akzeptiert werden.

Nun eröffnet im kommenden Mai das Regenbogenhaus im genossenschaftlichen Zürcher Zollhaus.

An zentralster Lage entsteht doch wieder ein separater, spezifischer Ort für LGBTIQ-Menschen. Wie passt das Verschwinden, das Sie schildern, mit dieser expliziten städtischen Repräsentanz zusammen?

Henry Hohmann: Das Regenbogenhaus ist etwas Neues. Es wird der queere Ort in der Stadt – auffallend, angeschrieben, selbstbewusst. Aber es muss einen Spagat aushalten: zwischen dieser neuen Sichtbarkeit und dem Bedürfnis nach Schutz und Diskretion von Menschen, die vor dem Coming-out stehen und Beratung und Unterstützung suchen. Die Angst und der Respekt vor diesem Schritt bleiben zwar gross, aber der Prozess geht heute schneller – auch dank solchen Orten, wo Menschen sind, die dasselbe durchgemacht haben.

Wie wird dieser Spagat im Regenbogenhaus architektonisch gestaltet?

Henry Hohmann: Man kann die grossen Räume verkleinern, sie verschieden möblieren und Glastüren und Glasfronten mit Vorhängen schliessen. Es gibt auch einen zweiten, unaufgeregten Eingang. Nicht unter der grossen Beschriftung hindurch, aber auch nicht durch die Hintertür.

Ein Fokus der Transgenderbewegung scheint auf der Diskussion um die Toilette zu liegen.

Sollen wir nun WCs für jede erdenkliche Geschlechtsidentität bauen, um binär Denkende zufriedenzustellen? Oder All-Gender-WCs, um den Nicht-Binären entgegenzukommen?

Henry Hohmann: Tatsächlich – an diesem für alle wichtigen Ort müssen sich die Geschlechter noch immer scheiden. Das wirft viele Fragen auf, aber die wenigsten sind ein Transproblem. Für manche Frau bedeutet eine geschlechtergetrennte Toilette Sicherheit. Ungegenderte WCs wiederum haben nicht nur für non-binäre Menschen Vorteile, sondern auch für den Vater, der die kleine Tochter aufs WC begleitet, für den älteren Mann, der seiner kranken Frau hilft, für das Transkind, das sich in der Schule nicht aufs WC getraut. In Bern gibt es drei ermutigende Beispiele: Die Stadt will bei der Sanierung von Primarschulhäusern zusätzlich Unisex-Toiletten bauen, wo dies machbar ist. Die Theologische Fakultät wird ungegenderte Toiletten einrichten. Das Naturhistorische Museum widmete im Vorfeld der Ausstellung «Queer – Vielfalt ist unsere Natur» das Foyer-WC zur Unisex-Toilette um und erhielt grösstenteils positive Reaktionen. Übrigens: Am letzten Eidgenössischen Schwingfest gab es nur ungegenderte mobile Toiletten. Ich glaube, ich war der einzige, den das überraschte.

Im Genderkompass heisst es: «Gendersensible Planung fördert und ermöglicht durch räumliche Strukturen die Chancengleichheit. Ausgehend vom Alltag der Menschen ist sie offen für die Bedürfnisse unterschiedlicher

Anspruchsgruppen.» Warum sind diese Haltung und diese Herangehensweise in Raumplanung und Architektur nicht selbstverständlich?

Barbara Zibell: Der Verein Lares bekommt oft zu hören: Wir planen doch bereits für alle Menschen! Aber wir wissen und spüren, dass dieser generelle Massstab männlich ist, von Vitruv über da Vinci, Le Corbusier bis zu Ernst Neufert. Ähnlich ist es bei der Produktion von Autos oder in der Medizin. In der Planung arbeiten noch immer mehrheitlich gesunde, weisse, heterosexuelle Männer, oft mit einem entsorgten Alltag, das heisst, jemand hält ihnen den Rücken frei. Diesen Kontext bringen sie in ihre Arbeit mit. Um diesen Standardmenschen aufzufächern und zumindest eine weitere, andere Perspektive einzubringen, ist und bleibt die stärkere Vertretung von Frauen im Planungs- und Entscheidungsprozess wichtig. Natürlich wollen Planerinnen und Planer für alle arbeiten, aber sie tun es in Strukturen und sind durch Herkunft und Erziehung sozialisiert, die in der Regel patriarchalisch geprägt sind. Wenn wir als Planungsfachleute Raum konzipieren, gehen wir von eigenen Bildern und Erfahrungen aus. Es ist nicht einfach, dies zu erkennen und für Menschen zu sorgen, deren Befindlichkeiten man nicht kennt.

Wie können wir die Konzeption von Raum weiter von Gender lösen?

Henry Hohmann: Mich stimmen aktuelle Bauprojekte in Zürich und Bern zuversichtlich, für die die Expertise von Transgender Network angefragt wurde. So können die Bedürfnisse von Transpersonen bezüglich Toiletten, Garderoben, Zugängen und bestimmten Nutzungszeiten eingebracht werden, etwa bei der geplanten Berner Schwimmhalle. Zürich und Bern sind Rainbowcities und verpflichten sich, Anliegen der LGBTIQ-Gruppen in ihren Gleichstellungsmassnahmen zu berücksichtigen.

Barbara Zibell: Wie Räume gegendert werden, passiert in Architektur und Stadtplanung noch immer unreflektiert. «Wohnungsraum» und «Arbeitsplatz» etwa sind als abstrakte Begriffe nur die Spitze ihres Kontext-Eisbergs: In einer Wohnung etwa wird nicht nur gegessen und geschlafen, sondern täglich geputzt, gewaschen, gepflegt und gesorgt, aber diese Arbeit bleibt in den Entwürfen unsichtbar. Es scheint immer alles so klar zu sein: Standardwerke wie die Neufert-Bauentwurfslehre legen Normen und Dimensionen fest und illustrieren sie mit Bildern: Er putzt sich, sie putzt die Wanne. Solche Zusammenhänge, wie die Gesellschaft angeblich strukturiert sei, hängen dann in den Köpfen der Architekturstudierenden fest. Und Professorinnen und Professoren lehren lieber Museumsbau, als sich mit Genderthemen auseinanderzusetzen.

Henry Hohmann: Vielleicht sollten wir aufhören, den Begriff Gender in der Raumplanung zu verwenden. Bei Gender geht es um Hierarchie, Zuschreibungen, Definitions-

macht. Dabei wollen wir uns genderfreien Rollen und Bedürfnissen widmen. Dann sind es nicht Väter oder Mütter, die am Spielplatz stehen, sondern Eltern, die dabei bestimmte Bedürfnisse haben, eine Sitzbank oder einen sauberen Sandkasten zum Beispiel.

Barbara Zibell: Ein guter Gedanke – bloss: Gender als Kategorie in der räumlichen Planung zu überwinden, heisst gleichzeitig, die Hierarchien und Machtverhältnisse in der Gesellschaft zu verändern. Und da sind wir bei der Huhn-oder-Ei-Frage: Verändern wir die Gesellschaft, indem wir Räume anders konzipieren? Aber können wir Räume anders konzipieren, solange das hierarchische Denken in binären Kategorien vorherrscht? Mein Eindruck ist, dass das Starke und Schnelle in der Planung mit Vorteil bedient wird, während das Langsame, Schwache und Quere im Weg ist. Eine simple Vision sind für mich deshalb attraktive und gut beleuchtete Wege in Stadt und Land, auf denen sich alle sicher fühlen, auch in langsamem Tempo, auf denen wir uns begegnen und nicht nur schnell vorwärtskommen. Ich möchte, dass wir Rollen und Bedürfnisse strukturell denken und ihnen Raum geben, unabhängig von Geschlecht und Gender. Und das möglichst alltags-tauglich angeordnet. Davon sind wir noch weit entfernt. ●

Unterwegs mit dem «Genderkompass Planung»

Seit 2013 setzt sich der Verein Lares für gender- und alltagsgerechtes Planen und Bauen ein. Seine Fachpersonen prüfen Planungen und Bauprojekte auf die Stärken und Schwächen für die Nutzerinnen und Nutzer und weisen so die Projektträgerschaft auf Genderaspekte hin. Demnächst liegt dazu der «Genderkompass Planung» vor. Lares erarbeitet den «Leitfaden zur Umsetzung von Chancengleichheit in der Raumentwicklung» im Rahmen des Förderprogramms Nachhaltige Entwicklung des Bundes und zusammen mit den Kantonen Aargau, Solothurn und Genf. Der Kompass erläutert, was Genderplanung ist, worauf es ankommt und wie man sie umsetzt. Er enthält auch Beispiele für gendersensible Planungen und Prozesse.

Unterwegs durch Europa

Wie verbreitet und wie wirksam ist die Genderperspektive in der Raumplanung? Ein Forschungsband versammelt Recherchen aus neun europäischen Ländern, darunter die Schweiz. Er vergleicht die rechtlichen, organisatorischen und kulturellen Rahmenbedingungen und diskutiert, wie die Genderperspektive für die nachhaltige Entwicklung eingesetzt werden kann.

Die Recherchen erarbeitete von 2014 bis 2018 der von Barbara Zibell geleitete Internationale Arbeitskreis Gender der Deutschen Akademie für Raumentwicklung in der Leibniz-Gemeinschaft ARL. Die ARL plant, eine systematische Genderforschung und ein internationales Forum Gender einzurichten.

Gendered Approaches to Spatial Development in Europe. Perspectives, Similarities, Differences. Barbara Zibell, Doris Damyanovic, Ulrike Sturm (Hg.). Routledge, Abingdon / New York, 2019.

ASTREINE AKUSTIK*

*Mehr Infos finden Sie unter:

Tschopp Holzbau AG | 6280 Hochdorf
041 914 20 20 | tschopp-holzbau.ch

BRESTA[®]
■■■■■■■■■■
Mit Holz im Element.

